

Geschichten rund um den Globus

Le Clézio erhält den Nobelpreis für Literatur

Medard Ritzenhofen*

» Er ist einer der renommiertesten Schriftsteller Frankreichs, ohne dass man sonderlich viel von ihm wüsste; außer, dass er ständig unterwegs ist. „*Le Clézio est toujours ailleurs*“, heißt es, und zwar meist dort, wo man ihn nicht erwartet – bei den Berbern in Marokko, bei den Indios in Panama, auf der Südseeinsel Vanuatu ...

Wer so weltoffen ist, gönnt sich gern eine Prise Geheimnis. Zum Beispiel bei den Vornamen, die stets nur unter den drei Anfangsbuchstaben firmieren. „J. M. G. Le Clézio“ klingt nach einer exklusiven Marke für Eingeweihte. Als am 9. Oktober bekannt wurde, dass der Nobelpreis für Literatur an den 68-jährigen Jean-Marie Gustave Le Clézio geht, machte ein Autor Schlagzeilen, der lieber Menschen fremder Kulturen seine Stimme leiht als selbst in Mikrofone zu sprechen, der eher in See sticht als im Salon zu glänzen. So würdigte dann auch die Schwedische Akademie Le Clézio als einen „*Schriftsteller des Aufbruchs, des poetischen Abenteurers und der sinnlichen Ekstase, den Erforscher einer Menschlichkeit jenseits und unterhalb der herrschenden Zivilisation*“.

Ein Weltbürger

Die Lust am Fremden wurde dem am 13. April 1940 in Nizza geborenen Le Clézio in die Wiege gelegt. Die bretonische Familie seiner Mutter war in den Revolutionswirren am Ende des 18. Jahrhunderts auf die Insel Mauritius ausgewandert. Der Vater war Engländer, der als Kolonialarzt im heutigen Nigeria Dienst tat, wo ihn sein Sohn erst im Alter von acht Jahren kennen lernte. Le Clézio, der mit einer Marokkanerin verheiratet ist, hat in Thailand und Mexiko gelebt und pendelt heute zwischen den USA und Frankreich. Insofern über-

trieb Nicolas Sarkozy nicht, als er dem „*Weltbürger, dem Sohn aller Kontinente und Kulturen*“ zum Nobelpreis gratulierte. Die Zeitung *Libération* schrieb: „*Le Clézio treiben die nicht westlichen Kulturen um, immer ist er bereit, die schwächsten unter ihnen zu verteidigen, ein feiner Kerl, mit den Antennen eines Dichters.*“

Mit diesen ließ sich schon früh der Ruhm empfangen. Le Clézio war 23, als er mit dem Prix Renaudot den kleinen Bruder des Prix Goncourt für seinen ersten Roman *Le Procès-Verbal* (Das Protokoll) erhielt. Dessen Protagonist namens Adam Pollo bewegt sich hilflos in einer ihm feindlichen Stadt, deren brutaler Beton und grelles Neon alles Natürliche im Keim erstickt. Bei der Kritik kam Le Clézios Debüt umso besser an, als er mit seinem Erzählen einen Ausgang wies aus den minutiösen Objektbeschreibungen des *Nouveau Roman*, die in ihrer hermetischen Sachlichkeit anfangen zu langweilen.

Aus den inhumanen Großstadtinszenierungen der westlichen Industriemoderne, die seine ersten Bücher einen bedrohlichen Unterton geben, (*La guerre, Les géants*) zog Le Clézio die im Grunde nahe liegende Konsequenz literarischer Fernreisen. In den 1970er Jahren begann er mit Büchern wie *Haï, Les Prophéties de Chilam Balam* und *Trois villes saintes* versunkenen indianischen Kulturen zu huldigen. Auf der Suche nach der verlorenen Identität des Menschen war der Dichter im Sehnstort seines Œuvres angekommen: die Welt, in

* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Straßburg.

der Mensch im Einklang mit der Natur und sich selbst ist. Das Ideal eines ganzheitlichen Lebens entdeckt Le Clézio in Wüsten und Urwäldern, in die die globale Profitgesellschaft noch nicht ihre destruktiven Kräfte freisetzt. Mitunter mutet seine Zivilisationskritik etwas schematisch an, wenn er etwa in dem Roman *Le Désert* („Wüste“) das freie Leben der Tuareg mit der entwurzelten Existenz nordafrikanischer Immigranten in den schabigen französischen Banlieues kontrastiert. Dass das stolze Wüstenvolk bis heute an der Sklaverei festhält, wird von Le Clézio nicht thematisiert.

Sehr einfühlsam verdichtete der Autor dagegen die französische Einwanderungsproblematik in seinem Erfolgsroman *Poisson d'or*. Der *Fisch aus Gold* ist eine schwarze Waise, die es aus dem Maghreb nach Paris verschlägt. Le Clézio knüpft an den klassischen Bildungsroman an, den er aus der kindlichen Unvoreingenommenheit seiner Ich-Erzählerin entwickelt. Umso krasser wirkt die aktuelle Fortsetzung des rassistischen Kolonialismus in Form der sexuellen Übergriffe auf seine Protagonistin. Die „*Sans-Papiers*“, die als illegale Immigranten in der Einwanderungsdebatte stets für repressive Maßnahmen erhalten müssen, erscheinen in diesem Roman in einem ganz anderen Licht.

Entwicklungs- und Bildungsromane einfacher Existenzen, die aus ihren angestammten Lebensbedingungen herausgerissen und mit anderen Kulturen konfrontiert werden, kennzeichnen das fast 50 Titel zählende Werk Le Clézios. So wie er sich selbst abseits von Markt und Medien hält, holt er Außenseiter und Randfiguren der Gesellschaft ins Zentrum seines Schreibens. Souverän verknüpft er dabei verschiedenste Biographien.

Politische Themen spielen bei Le Clézio immer wieder hinein, ohne dass er sich allzu sehr auf deren Details und Nuancen einlassen würde. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht *Révolutions* (2003), ein Roman, der auf zwei Zeitebenen einen Zielort hat. So wie Ende des 18. Jahrhunderts ein desillusionierter französischer Revolutionär auf die Insel Mauritius auswandert, versucht in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts ein junger

Mann dem Militärdienst im Algerienkrieg zu entkommen, indem er sich über London und Mexiko nach Mauritius absetzt. Le Clézio lässt sich auf Themen wie die Wiedereinführung der Sklaverei unter Napoleon oder die mehr als 300 Tote fordernden Studentenaufstände in Mexiko ein, ohne daraus politisches Kapital zu schlagen. Die Historie verklärt sich bei ihm nicht selten zu nostalgischer Erinnerung. Angesichts des insularen Paradieses einer unberührten Natur verstummt der Ruf nach gesellschaftlicher Veränderung.

Le Clézio scheut nicht den hohen Ton eines ökologischen Idealismus. In seinem vorletzten Roman *Ouranía* (2006) nimmt er mexikanische Großgrundbesitzer ins Visier, die ihren Reibach mit tiefgefrorenen Erdbeeren machen, indem sie Land und Leute ausbeuten. Kapitalismus- und Globalisierungskritik münden im Entwurf einer idealen Gesellschaft, deren Mitglieder in einer Art Naturzustand ohne moralische Normen, aber umso mehr der Wahrheit und der Nächstenliebe verpflichtet, leben.

„Er holt Randfiguren der Gesellschaft ins Zentrum seines Schreibens.“

Die Sehnsucht nach verlorenen Paradiesen und sozialen Utopien, die in Le Clézios Robinsonaden immer wieder anklängen, macht seine Literatur anfällig für eine gewisse Blauäugigkeit. Hier preist einer

das Schöne im Schlichten und das Erhabene im Einfachen, zuweilen auch zum Preis stilistischer Plattitüden und exotischer Klischees.

Dass er ganz ohne Allgemeinplätze auskommen kann, belegt sein autobiographischer Roman *Onitsha* (1991). Der Autor erzählt von der Jugend eines Franzosen in Afrika, wie er sie selbst erlebt hat. Nicht Teil dieser engstirnigen Kolonialherrschaft ist der Vater des jungen Franzosen Fintan, der – und hier blitzt wieder eine für Le Clézio typische Utopia auf – sich in die Traumwelt einer mythischen Stadt flüchtet, die von einer schwarzen ägyptischen Königin auf einer Insel im Niger gegründet worden sein soll. Das schwierige Verhältnis zu seinem Vater hat Le Clézio in dem Buch *L'Africain* noch authentischer herausgearbeitet. Obwohl er, der erst mit acht Jahren seinen Vater in Afrika kennen lernt, zu diesem keinen wirklichen Zugang findet, kann er dem Tropenarzt, der gegen Lepra und Sumpffieber kämpft, den Kolo-

nialismus hasst und mit einer Leica Landschaften und Menschen einfängt, seinen Respekt nicht versagen. Mehr noch, das Buch *Der Afrikaner* ist eine Hommage an einen fremd bleibenden Vater, der sich „bis an die Grenzen seiner Kraft“ in seinem Beruf aufreibt. Das kleine Format des persönlichen Porträts zeigt den Schriftsteller als ebenso intimen wie unbestechlichen Beobachter. Die ergänzende Hommage an seine Mutter, der der Autor in seinem jüngst erschienenen Buch *Ritournelle de la Faim* ein Denkmal setzt, ist wieder als großes Fresko konzipiert. Einmal mehr wird deutlich, dass Le Clézio, obwohl oder gerade weil er über Sklavenhandel, Kolonialismus und Holocaust schreibt, an einem überzeitlichen Humanismus festhält, der den Menschen im natürlichen Einklang mit sich und der Welt vorstellt. In dieser Hinsicht ist J. M. G. Le Clézio die Antipode schlechthin zu Michel Houellebecq und dessen Nihilismus als Konsequenz einer frustrierten Mittelstandsgesellschaft.

„Weltliteratur“, so wie sie einst Goethe verstand (vgl. Gespräch mit Eckermann vom 31. 1. 1827) schreibt Le Clézio insofern, als er sich mit Vorliebe „bei fremden Nationen“ umtut, wobei ihm kein Schauplatz für seine Romane zu entlegen ist. Da auch dem Stifter der wichtigsten literarischen Auszeichnung die Prämierung von Weltliteratur in diesem Sinne vorschwebte, erscheint der Nobelpreis für diesen literarischen Zugvogel, dessen Heimat die Sprache ist, in der er schreibt wie ihm der Schnabel gewachsen ist, gerechtfertigt. Mehr noch: Auf dem Höhepunkt der globalen Finanzkrise ist der Nobelpreis für einen Autor, der mit universellen Werten wie Wahrheit, Menschenwürde, Naturliebe die hoffnungsvollen Seiten einer globalisierten Welt vertritt, ein Signal. Damit könnte auch den deutschen Lesern ein Autor näher gebracht werden, der – obwohl die wichtigsten seiner 48 Bücher übersetzt sind – beim Publikum nie richtig angekommen ist.

Anders in Frankreich, wo sich mit diesem Schriftsteller, der seit seinem ersten Buch vom Spitzenverlag Gallimard betreut wird, seit längerem große Hoffnungen verbanden. „Le Clézio, enfin!“, titelte der *Figaro*, und darin schwang eine gewisse Erleichterung mit, dass nach dem Nobelpreis für Claude Simon im Jahr 1985 endlich wie-

der die Reihe an einem Franzosen war. Vor acht Jahren hatte zwar der französische Staatsbürger Gao Xingjian den Nobelpreis erhalten, doch da dieser sein Werk in Chinesisch verfasst hat, zählt er nicht wirklich. Nicht zuletzt in der Debatte um den Niedergang der französischen Kultur dürfen sich deren Verteidiger bestätigt fühlen. Einmal mehr belegt dieser Nobelpreis aber auch, dass Frankreichs Kultur umso vitaler ist, wenn sie sich nicht national, sondern universal präsentiert, dass sie sich zur vollen Größe aufschwingt, wenn sie über die Grenzen des Hexagons ausgreift, ohne dabei den Klang ihrer Sprache zu verleugnen. „Schreiben, das ist das Leben“, sagt Le Clézio. Damit ist dieser Geschichtenerzähler selbst ganz eins mit den Ursprüngen seiner Kunst.

Auswahlbibliographie

- *Le Procès-Verbal*, 1963
(*Das Protokoll*, Piper 1965)
- *Terra Amata*, 1967 (*Terra Amata*, Piper 1970)
- *Mondo et autres histoires*, 1978
(*Mondo*, List 1988)
- *Désert*, 1980
(*Wüste*, KiWi 1992)
- *Le Chercheur d'or*, 1985
(*Der Goldsucher*, Goldmann, 1995)
- *Onitsha*, 1991
(*Onitsha*, KiWi 1993)
- *Etoile errante*, 1992
(*Fliehender Stern*, KiWi 1996)
- *La Quarantaine*, 1995
(*Ein Ort fernab der Welt*, KiWi 2000)
- *Poisson d'or*, 1997
(*Fisch aus Gold*, KiWi 2003)
- *Révolutions* 2003
(*Revolutionen*, KiWi 2006)
- *L'Africain*, 2004 (*Der Afrikaner*, Hanser 2007)
- *Ourania*, 2006
- *Ritournelle de la daim*, 2008

Anlässlich des Nobelpreises hat der Verlag Kiepenheuer & Witsch verschiedene Romane von Le Clézio als Taschenbücher neu aufgelegt.